



Von der namen losen Menge

**über Klasse,
Wut & Einsamkeit**

**Olivier
David**

HAYMON
verlag

Inhalt

Innere Migration

Der arme Körper

Eine blaue Angst

Von der namenlosen Menge

Enzyklopädie der Bruchstellen

Kartografie der Einsamkeit

Onlyaso

Michel

Über Armut schreiben (Selbstgespräch)

Innere Migration

In ihrer sozialen Identität, in ihrem Selbstbild zutiefst infrage gestellt durch ein Schulsystem und eine Gesellschaft, von diesen mit leeren Worten abgespeist, bleibt ihnen zur Wiederherstellung ihrer persönlichen und sozialen Integrität kein anderer Ausweg, als jenen Verdikten ihre globale Verweigerung entgegenzusetzen.

Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede

Es ist später Nachmittag am letzten Dezembertag des alten Jahrtausends und ich bin elf Jahre alt, ich bin draußen auf der Straße unterwegs, mit einer Handvoll Böller. Zum Feiern sind wir zu jung und trotzdem weiß ich, dass meine Mitschüler auf den Partys ihrer Familien sind. Obwohl wir noch Kinder sind, feiern einige meiner Mitschüler mit ihren Freunden ins neue Jahrtausend hinein. Es wird dämmrig, es ist feuchtkalt, allein Böller auf die Straße zu werfen, macht keinen Spaß. Ich beschließe, nach Hause zu gehen. Das Gefühl, das mich beim Streifzug durch die Straßen meines Viertels überkommt, verstärkt die empfundene Isolation von der Welt, die eigentlich ein Trugschluss ist, denn ich bin nicht allein, meine Mutter ist zu Hause, auch ihr geht es nicht gut, auch sie ist allein. Genau genommen ist es kein isoliertes Alleinsein, wir sind jeder für sich nebeneinanderher allein. Es ist das Alleinsein des versprengten Rests einer Familie aus der unteren Klasse.

Vor einiger Zeit habe ich online einer Podiumsdiskussion zugesehen, und in den Wochen und Monaten danach pingpongte der Titel der Veranstaltung in mir umher. Er

lautete *Die Klasse, die es nicht gibt*. Der Titel zeigte mir eine innere Realität auf, die sich bisher meinem Bewusstsein entzogen hatte, obgleich ich ihre Wahrheit körperlich spürte. Schon seit meiner Kindheit existieren für mich parallel zwei Wahrheiten, die sich zu widersprechen scheinen. Die eine besagt, dass es nur mich gibt, nur ich allein kann mir meiner selbst sicher sein. Klar, da gibt es noch meine Mutter, aber es ist wichtig, dass ich mich auf niemanden verlassen darf. Keine Freunde werden bleiben, keine Frau. Es ist eine Art innerer Kern, der nicht durch das Vertrauen in andere Menschen kontaminiert werden darf, denn im *Draußen*, da wartet der Verrat. Hoffnung nur dann, wenn ich Genugtuung an der Enttäuschung empfinde, verlassen zu werden. Gefühle dieser Art haben mit dem Pathos nichts gemein, der der unteren Klasse oft zugeschrieben wird. Die Gesellschaft hat es sich angewöhnt, mit unversöhnlichem Blick auf die Empfindungen der Menschen aus der Unterklasse zu schauen. Auch den Problemanalysen und Schlüssen der Menschen von unten wird misstraut. Der Entzug der Deutungshoheit als nachgelagertes Herrschaftsinstrument, als Enteignung nach der Enteignung. Erst nimmt die herrschende Klasse einem die Mittel zu einem würdevollen Leben weg, dann diskreditieren sie die Gefühle, die ob des Verlusts aufsteigen.

Diese Gefühle, über die ich hier zu sprechen versuche, sind Teil eines inkorporierten Wissens. In ihnen liegt keine Trauer und auch keine Überhöhung, dafür ist ihnen eine Desillusionierung eigen. Mir kommt kein Gefühl in den Sinn, dass gleichzeitig wohltuender und ernüchternder zugleich ist, als der Vorgang, sich der Realität zu stellen, in der es für die meisten so wenig zu gewinnen gibt. Dieselbe Wahrheit besagt, dass ich allein von dieser Erde gehen werde. Eine Wahrheit, in der geschrieben steht,

dass ich in Einsamkeit und Armut sterben muss, zu früh sterben muss, weil es eine soziale Gesetzmäßigkeit gibt, die Menschen aus der Unterklasse auf frühen Tod und Einsamkeit festschreibt.

Die andere Wahrheit meiner Kindheit ist die des Mitgefühls. Zuhause waren die Herzen so offen, wie sie nur sein konnten, wenn einem die Ungerechtigkeiten (und manchmal auch das angelernte Wissen, es nicht besser verdient zu haben) in den Lebenslauf eingeschrieben worden sind. Und da war trotzdem – oder gerade deswegen? – Mitgefühl, da war Platz für Diskussionen am Küchentisch, da war die Freude meiner Mutter, wenn irgendwelchen anderen kleinen Leuten ein bisschen Gerechtigkeit widerfuhr. Da war der Glaube, dass wir, ihre Kinder, unseren Weg finden würden. Trotz allem – oder gerade deswegen.

Wie gehen diese beiden Wissensstände zusammen? Wie kann die eine Wahrheit stimmen – die Wahrheit um das Wissen einer kollektiven Betroffenheit und eine damit verbundene Empathie für viele, nicht alle, deren Leben den Gesetzmäßigkeiten dieser selektierenden Welt unterworfen sind, während das Wissen darüber, dass das Leben in der Unterklasse vereinzelt, sich jeden Tag auf präzise Weise in mein Bewusstsein eingeschrieben hat?

Vielleicht beschreibt der Begriff der inneren Migration am treffendsten den Mechanismus der Vereinzelung, der nicht nur, aber insbesondere ein Phänomen der unteren Klasse ist. In Deutschland wird von innerer Migration vor allem im Kontext des Nationalsozialismus gesprochen. Der Begriff beschreibt dort eine innere Haltung, mit der Schriftsteller und Künstler nach der Machtergreifung

der Nazis 1933 bis zum Kriegsende 1945 in Deutschland geblieben sind. Aus Furcht vor Berufsverboten und Konzentrationslager produzierten viele Künstler gefällige oder seichte Kunst, Kritik an der NS-Diktatur wurde zurückgehalten, oder auf ein Minimum reduziert. Der Widerstand jener Künstler fand höchstens vereinzelt, im Geheimen statt, in den allermeisten Fällen bestand er jedoch aus einem Rückzug ins Innere.

Im Sammelband *Zwischen Innerer Emigration und Exil* zeigt Leonore Krenzlin auf, dass der Begriff nicht, wie oft fälschlich behauptet, von Frank Thiess begründet wurde, der ihn auf die Zeit des Nationalsozialismus angewendet hat. Schon in den 1920er Jahren fand die innere Migration in Leo Trotzki's *Literatur und Revolution* Erwähnung. Wichtiger erscheint es mir, den Begriff von historischen Kontexten losgelöst auf soziale Fragen im Hier und Jetzt zu übertragen. Für Krenzlin behauptet die Formulierung innere (E)migration, dass es

eine Abwesenheit ohne eine reale körperliche Auswanderung gebe, eine Absetzbewegung in irgendeiner indirekten Bedeutung: als Nichtübereinstimmung mit den Zuständen des Landes, als ein Sichausgliedern aus den Anforderungen des Staates, als Weigerung, ihn zu unterstützen – oder sogar auf einer ganz unkörperlichen Ebene als ein Rückzug in das Innere des Geistes oder der Seele.

Wenn wir uns die Lage der unteren Klasse ansehen, ist Krenzlin's Definition die Zustandsbeschreibung der Gegenwart vieler armer Menschen. Fast jede vierte Wahlberechtigte gab 2021 bei der Bundestagswahl keine Stimme ab. Nicht zu sprechen von den knapp zehn Mil-

lionen Menschen, die keinen deutschen Pass besitzen und also nicht wählen dürfen. Je geringer das Einkommen, desto unwahrscheinlicher der Gang zur Wahlurne.¹ Die Verweigerung der Zustimmung hat aber noch andere Kennzahlen. In einer Befragung² aus dem Jahr 2022 heißt es:

So ist der Typus der „verdrossenen Populisten“ vor allem in Bevölkerungsgruppen mit einem niedrigen sozialökonomischen Status sowie in Regionen mit schwieriger demografischer und wirtschaftlicher Lage zu finden – in Ost wie West. In den vergangenen zwei Jahren sind die beiden eher politikfernen Gruppen der „verdrossenen Populisten“ und „angepassten Skeptiker“ signifikant größer geworden.

Verdrossenheit und Populismus als Wege des Rückzugs, um nicht an Systemen teilzuhaben, in denen die Karten schon vor der Geburt ausgegeben wurden. Die Menschen, die nicht wählen gehen, die sich von der Politik nicht angesprochen fühlen, wissen um die Gründe für ihre Nichtbeteiligung. Dieses Wissen, und die Art, wie es teilweise artikuliert wird (etwa durch die Trope *Die da oben*) nutzen die herrschenden Klassen wiederum zur Abgrenzung nach Unten, etwa, wenn sie sich über eine vermeintlich unpräzise Art und Weise der Adressierung lustig machen. Wenn jedoch *Die da oben*, in Gestalt der politischen Ver-

¹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1258127/umfrage/wahlbeteiligung-der-sozialen-milieus-bei-der-bundestagswahl/>

² <https://www.ostbeauftragter.de/resource/blob/2038516/2137170/0f1b286c3e0757e7fa64d83d98ac560f/download-bericht-zur-deutschen-einheit-2022-data.pdf?download=1#page=89>

treter, nicht im Interesse eines großen Teils ihrer Bevölkerung handeln, zeigt es, dass dieses empfundene Wissen, verraten worden zu sein, die Realität spiegelt. Eine Studie³ der Bundesregierung kommt zu dem Schluss,

dass die Politik des Bundestages häufiger auf die Ansichten und Anliegen der obersten Einkommensschicht reagiert, die Meinungen der unteren und mittleren Einkommensschichten dagegen kaum beachtet oder sogar missachtet werden.

Das Phänomen des Rückzugs von einem Staat, der einem Teil seiner Bürger die Rolle der Beherrschten zuweist, findet sich in allen Bereichen des Lebens wieder. Je geringer der soziale Status eines Menschen, desto unwahrscheinlicher, dass er sich gegen das Coronavirus impfen ließ.⁴ Dasselbe Phänomen zeigt sich beim Glauben an Verschwörungserzählungen, nur unter umgekehrten Vorzeichen.⁵

Neben dem Befund, dass Männer häufiger eine Verschwörungsmentalität aufweisen, scheint der „typische Verschwörungstheoretiker“ zudem eher ein niedriges Einkommen und eine niedrigere formale Bildung sowie Arbeitslosigkeitserfahrungen gemacht zu haben.

³ <https://link.springer.com/content/pdf/10.1007/s41358-017-0097-9.pdf>

⁴ <https://www.mpg.de/17668113/impfbereitschaft-in-europa>
https://www.boell.de/sites/default/files/2022-11/decker-kiess-heller-braehler-2022-leipziger-autoritarismus-studie-autoritaere-dynamiken-in-unsicheren-zeiten_0.pdf – S. 210

⁵ <https://www.amazon.de/Loose-Change-11-Deutsche-Untertitel/dp/B06ZY8QLJL>

In manchen Fällen korrespondiert das Prinzip (je weniger ein Mensch von Ordnungssystemen profitiert, desto weniger ist er bereit, sich an jenen Systemen, die ihn in Armut halten, zu beteiligen) mit einem Bild von Männlichkeit, dass auf Zurückweisung mit gekränktem Stolz reagiert – und der Flucht in Gegenwahrheiten. Die eigene Anteilnahme, und sei es nur eine innere Zustimmung, zu jenen Systemen, die ausschließen, selektieren, abwerten, wird zurückgefahren. Den Systemen der Macht werden Narrative der Selbstermächtigung entgegengesetzt. Diese Selbstermächtigung muss nicht zwangsläufig eine progressive sein.

*

Ich muss an mein Aufwachsen in Altona denken, einem Viertel von Hamburg, in dem Arbeiterinnen neben Künstlern und arme Menschen neben Bildungsbürgern wohnten. Ein Viertel, in dem Gewalt in manchen Wohnblöcken, Straßen und Häusern Teil des Alltags war. Wie viele Jugendliche und Erwachsene sind hier dem Alkohol, Gras oder harten Drogen verfallen? Wie viele sind eingefahren, ins Gefängnis?

Ein früherer Freund, mit dem ich gemeinsam Musik gemacht und bei dem ich aufgenommen habe, wurde vor ein paar Monaten zu zwei Jahren auf Bewährung und einer hohen Geldstrafe verurteilt.

Vor einem Jahr traf ich in Hamburg durch Zufall einen Bekannten wieder. Er erzählte mir, dass sein Prozess wegen des Handelns mit Kokain anstand.

Es gibt bis heute alte Bekannte, die mich unter dem Pseudonym, unter dem ich früher gerappt habe, anspre-

chen, wenn ich sie treffe. Einer von ihnen ist B. „Soma, digga, ich habe gehört, du hast ein Buch geschrieben!“, ruft er, als ich einem Kamerateam mein altes Viertel zeige. „Ich wusste gar nicht, dass es früher bei dir auch sooo schlimm war. Bei uns ist ja auch immer richtig heftig gewesen, aber uff, wenn du Buch schreibst darüber, dann ...“, er hört auf zu sprechen, sein Blick erstarrt auf eine Weise, wie mein Blick zuvor so oft erstarrt war.

Eine letzte Erinnerung. Ich bin mit ein paar alten Freunden in Altona an dem Platz unserer Jugend auf ein Bier verabredet. Wir alle wurden schon über diesen Platz gejagt, mal von anderen Jugendlichen oder Erwachsenen, mal von der Polizei. Ich wurde auf dem Platz geschlagen, habe mich erbrochen, habe ein paarmal Gras verkauft, öfter aber Gras gekauft. Ich habe an Wände gepinkelt, Mauern und Mülleimer angemalt und mit Stickern beklebt.

Ein Bekannter von früher stößt dazu, er will ebenfalls über mein Buch sprechen und nimmt mich zur Seite. Er wolle es mir persönlich sagen, und nicht hinter meinem Rücken reden. Er habe Respekt davor, dass ich ein Buch geschrieben habe, aber ganz ehrlich und ohne mir zu nahe treten zu wollen, so wie ich seien doch viele aufgewachsen, das sei doch gar nicht so krass. Er erzählt mir die Geschichte seiner Familie.

Zu erkennen, dass der eigene Lebenslauf, die Hautfarbe, der Nachname oder die Straße, in der man lebt, Türen verschließt, ist für die meisten Menschen nicht leicht zu ertragen. Ich kenne einige Beispiele, in denen junge Erwachsene, Männer öfters als Frauen, auf diese Zuschreibungen affirmativ reagieren. Meine Mutter putzt

Toiletten, mein Vater ist abgehauen, die Gesellschaft traut mir nichts zu, die Initiative, die ich zeige, um vom Fleck zu kommen, wird zurückgewiesen – dann soll es so sein. Dann mach ich euch den Gangster, den Dealer, den Alkoholiker, den Taugenichts, den Depressiven, Bitteschön. Das sind Zeichen innerer Migration. Ein Verstummen, ein sich den Zuständen und Spielregeln ergeben, die Rolle annehmen. Seinen Platz kennen. Nicht aufsteigen können und es also auch nicht wollen, den Instrumenten der Macht die Zustimmung verwehren. Merkmale innerer Migration sind auch die oben beschriebenen Situationen, in denen es nur dann möglich erscheint, ein Buch über die sozialen Bedingungen des Aufwachsens zu schreiben, wenn die Zustände schlimmer sind als Hartz-IV, als die Intervention des Jugendamtes in der Familie, als Drogenprobleme, Vorstrafen, Ärger um den Duldungsstatus und das über die Runden kommen in der Kleinkriminalität. Umgekehrt gesprochen: Was sagt es aus, wenn das alles als eine Form der Normalität empfunden wird, über die man nicht groß zu sprechen braucht? Was sagt es über eine Gesellschaft, in der ein Teil glaubt, dass ihm kein würdevolles Leben zusteht?

*

Der Junge mit den Böllern in der Hand verwandelte sich in einen spätpubertären Jugendlichen, aus der Jahrtausendwende wurde 2007. Hätte mich damals jemand gefragt, wer die Hintermänner von 9/11 seien, ich hätte mit einem Lächeln auf den Lippen, dass Überlegenheit ausstellen sollte, aber von Verbitterung geleitet war, gesagt, es sei ein Insidejob – was denn sonst? Das war mehr als eine rein private Meinung, es war so etwas wie die kollektive Wahrheit eines ganzen Milieus. Meines Milieus. Wir alle wussten, nachdem wir die Dokumenta-

tion „Loose Change“⁶ gesehen hatten, einen Amateurfilm, der Verschwörungserzählungen über die einstürzenden Twin-Towers verbreitete, was wahr und was gelogen war.

Die Amis haben die Flugzeuge selbst in die Türme gelenkt, um danach den Irakkrieg zu starten, wegen Öl.

Es war ein gutes, ein überlegenes Gefühl, einer der Wissenden zu sein. 2008 begann ich zweiunddreißig Stunden die Woche in einem Supermarkt zu arbeiten. Irgendwann in der Zeit fing ich schon vor der Schicht zu kiffen an, ab dem Nachmittag oder Abend trank ich Bier, ein paar Mal die Woche auch Schnaps. Dieses Leben ging ein paar Jahre und es fühlte sich wie der Schatten dessen an, was einem durch mediale und popkulturelle Erzählungen vom Start ins Leben versprochen worden war. Die Arbeitskollegen und Freunde, mit denen ich mich umgab, waren wie ich. Sie zogen Speed vor der Frühschicht, malten in ihrer Freizeit Wände und Züge, dealten und kifften oder tranken zu viel. Niemand glaubte an sein vorankommen. Keiner lag der Illusion auf, dass die Welt für uns etwas zu bieten hatte. Man kämpfte dafür, es im Rahmen seines Alltags etwas weniger schlecht zu haben, das war die ganze Zukunftsvision. Das schöne Leben, das man sich ausmalte, war gekennzeichnet von einem weniger an Problemen, nicht von Dingen, für die man war. Man war gegen die Ausbildung zum Koch, in die Eltern ihre bekifften Schulabbrechersöhne steckten, gegen die Arbeit im Supermarkt, die nervte, gegen den Staat, den man immer dann spürte, wenn es um das Abbezahlen von Verfahren

oder um Kürzungen beim Arbeitslosengeld ging. Vorankommen bedeutete aufzuhören, die Regeln der oberen Klassen zu befolgen, so sehr hatte sich die Hoffnungslosigkeit in vielen von uns breit gemacht. Vielleicht weil es durch meinen Vater nah dran war, der vor meiner Geburt mehrfach im Gefängnis saß, jedenfalls erschien mir das Gefängnis eine reale Option zu sein, die jederzeit eintreffen konnte. Wofür ich ins Gefängnis kommen sollte, das war mir nicht klar, es gab keinen wirklichen Grund, aber Gefängnis, das schien im Bereich des Möglichen zu sein. Es ging hierbei nicht darum, inwieweit die Gefahr einzusitzen real war, es ging um das Selbstbild, das das Gefängnis als eine von mehreren Möglichkeiten anerkannte und so den Realitäten im Viertel Tribut zollte. Vielleicht war es aber auch inkorporiertes Wissen, dass mich erahnen ließ, dass eine Haftstrafe im Bereich des Logischen lag, musste ich doch als Jugendlicher und junger Erwachsener immer wieder vor der Polizei wegrennen, jener Polizei, die zu dem Zweck gegründet worden war, arme Menschen zu verfolgen, zu bestrafen, zu inhaftieren, um die Ordnung der Gesellschaft in Klassen aufrechtzuerhalten, eine Praxis, die heute noch Bestand hat. An einem Tag hatten sie einen Bekannten für eine Nacht in eine Zelle gesteckt, dann saß ein Kumpel für eine Woche im Jugendgefängnis, hier kassierte jemand einen Messerstich, dort suchten wir nach jemandem, der uns Geld schuldete, hier wurde ich beim Taggen hochgenommen, dort verschwand ein Nachbar für ein paar Jahre ins Gefängnis. Warum sollte ich verschont bleiben?

*

Merkmale innerer Migration finden sich ebenfalls im Leben meines Vaters wieder, einem Leben, das von Brüchen, von Job- und Wohnortwechseln gekennzeichnet

⁶ <https://www.amazon.de/Loose-Change-11-Deutsche-Untertitel/dp/B06ZY8QLJL>

ist. Mein Vater hat in Frankreich, Deutschland, China und Vietnam gelebt. Während seiner Zeit beim französischen Militär stand er eine Weile lang unter Hausarrest. In Hamburg saß er wegen Dealens einmal für einige Wochen und einmal für ein paar Monate im Gefängnis. Er hat sich, seinen Körper und Geist mit Drogen betäubt, mit Heroin und Kokain, mit Opium und Gras, mit Alkohol und Zigaretten. Neben diesen bildhaften Merkmalen innerer Migration ist die äußere Migration ein wichtiger Faktor für eine nachgelagerte, innere Migration. Anders als viele Migranten ist mein Vater nicht als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen, er ist mit einem seiner großen Brüder im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren nach Deutschland gefahren, mit einem Auto, das schrott-reif war, und einem Plan, der sich als Quatsch erwies. Sie hatten die Idee, Kasinos abzuzocken.

Für einen Film, an dem ich arbeitete, habe ich ihn vor einiger Zeit gefragt, wie er es empfand, in Deutschland nicht wählen zu dürfen. Er, der sich in seiner Jugend mit französischen Nazis schlug, der eine kurze Zeit lang politisch aktiv war. Nicht wählen zu können, sagte er, habe ihm gefehlt, aber irgendwann hatte er sich so daran gewöhnt, kein Stimmrecht zu haben und aufgehört, das politische Tagesgeschehen in Deutschland zu verfolgen, dass es ihm egal wurde. Die Entfremdung gegenüber der Welt blieb nicht auf einer abstrakten Ebene. Vielleicht war es dem sich Durchschlagen im Ausland (und im autoritären China) geschuldet, vielleicht lag es auch an der Notwendigkeit, sich gegenüber seinen Mitmenschen durchzusetzen, die seit seiner Kindheit ein Teil von ihm ist, jedenfalls liegt eine Kompromisslosigkeit in ihm, wie sie nur jemand haben kann, der sich mit innerer Härte gegen die Härte einer ungerechten Welt verteidigt,

wenn er zu Besuch in Hamburg war, wir an einer großen Straße standen und ich einen kleinen Jungen davon abhielt, bei Rot über die Straße zu laufen, der ein heranfahrendes Auto übersehen hatte, von dem er sonst überfahren worden wäre – und mein Vater zu mir sagte: „Warum hast du ihn gewarnt? So ist das Leben, man macht eine Sache falsch und ist tot, der kleine Idiot wäre selbst schuld gewesen.“

wenn er sagte, meine Mutter habe es darauf angelegt, geschlagen zu werden.

wenn wir uns in Hamburg verabredeten, nachdem wir uns jahrelang nicht gesehen hatten, und er viel zu spät erschien, betrunken und bekifft.

(Es geht an dieser Stelle nicht darum, meinen Vater als Opfer seiner Lebensumstände zu erklären, es geht um die Vermessung sozialer Wahrscheinlichkeiten. Es geht darum, über die Regel zu schreiben und nicht über die Ausnahme, die überproportional viel Aufmerksamkeit bekommt.)

Mein Vater heute. Er geht nicht wählen, er ist nicht mal im Wählerverzeichnis eingetragen. Er fühlt sich von den meisten Politikern nicht vertreten, links wie rechts, alles dasselbe. Zu der Zeit, in der ganz Frankreich bestreikt wird, um Macrons Rentenreform zu verhindern, schimpft er über die Streikenden, wie er früher über die Herrschenden geschimpft hat. Mit denen hat er sich abgefunden, man kann es ja sowieso nicht ändern. An meinem Vater zeigt sich, wie eine Klassengesellschaft Lebensläufe prägt; wie fehlendes Handwerkszeug im Umgang mit Krisen, ausbleibender Erfolg, das Scheitern

persönlicher Beziehungen, die Flucht in Drogen, die existentielle und kulturelle Zurückweisung von Politik und Gesellschaft, das Erschaffen eigener Spielregeln, ein Staat, der straft, ohne Perspektiven aufzuzeigen, patriarchal-autoritäre Männlichkeitsbilder, Migration und die damit einhergehende Entwurzelung, zum Rückzug ins Innere führen – zur inneren Migration. Ich bin mir fast sicher, dass mein Vater eine andere Wahrnehmung seiner Realität hat. Sich einzugestehen, dass kapitalistisch organisierte Staaten, dass die unterschiedliche Ausprägung von Gesellschaften und die sozialen Determinanten der Politik solche massiven Auswirkungen auf seinen Körper und Geist haben, ist schmerzhaft, denn es führt vor Augen, wie unfrei die Wahl des eigenen Lebensweges tatsächlich ist. Neulich las ich bei erneuerter Lektüre von Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* folgende Sätze, in denen ich sowohl meinen Vater als auch mich wiederkenne:

Dass es anderswo anders zugeht, dass andere Leute andere Ziele und Möglichkeiten haben, weiß man sehr wohl, aber dieses Anderswo liegt in einem so unerreichbaren, separaten Universum, dass man sich weder ausgeschlossen noch benachteiligt fühlt, wenn einem der Zugang zu den Selbstverständlichkeiten der anderen verwehrt bleibt. So ist die Welt geordnet, Punkt. Warum, weiß man nicht. Dazu müsste man sich selbst von außen betrachten, bräuchte einen Überblick über das eigene Leben und das Leben der Anderen.

Diesen Überblick im Alltag zu gewinnen ist alles andere als leicht, zumal, wenn der Alltag von körperlicher Arbeit und Armut gekennzeichnet ist. Erst als ich diesem Teufelskreis des Multijobbens und der körperlichen Ar-

beit entkommen bin, wurde es mir möglich, mich mit der sozialen Gewalt zu beschäftigen, die meinen Lebensweg bestimmte.

*

Wieso ist es dem Jungen von damals, mit den Böllern in der Hand, nicht gelungen, sich als Teil von etwas zu sehen, obwohl

seine Mutter ihm eine Idee davon vermittelte, wer die Benachteiligten waren und wem Solidarität gebührte?

sein Vater ihn früher zum Fußball mitnahm, und er in den folgenden Jahren im Stadion immer wieder das Gefühl von Zugehörigkeit empfand?

er eine Idee davon hatte, wohin er gehörte, die sich durch die Auswahl vieler seiner Freunde zeigte?

*

In verschiedenen Momenten meines Lebens habe ich mich als Teil einer Gruppe gefühlt, als Teil von etwas, das ich heute, im Nachgang, als *Klasse* bezeichne. Im Stadion, wenn ich mit einem Lied verschmolz und die Gedanken, die sonst unaufhörlich ratterten, endlich verstummten. Wenn ich mit Freunden auf dem Skateboard durch die Stadt streifte und die Trennung zwischen mir und der Welt überwand. Wenn ich mit Nachbarn und Bekannten gegen ein Klamottengeschäft aus der rechtsextremen Szene demonstrierte, das sich im Stadtteil breitmachte. Wenn ich sah, dass eine linke Partei irgendwo auf der Welt eine Wahl gewann. Ich denke: Mit dem Klassenbewusstsein ist es wie mit dem Glück; es schaut mal kurz vorbei, es durchfährt den Geist, wärmt ihn, aber dieses

Gefühl zu konservieren, wollte mir weder als Kind und Jugendlicher gelingen noch zu der Zeit, in der ich körperlicher Arbeit nachging. Das veränderte sich, sobald ich mit dem Schreiben begann. In *Denken in einer schlechten Welt* beschreibt Geoffroy de Lagasnerie, wie die Produktion von Kunst, Literatur und Wissen mit einer Verantwortung zum Engagement einhergeht. Im Moment des Schreibens

haben wir uns folglich *entschieden, uns zu engagieren. Wir sind in etwas engagiert.* Und damit können wir die politische Dimension unseres Handelns nicht länger verdrängen und bestreiten.

An dieses Engagement glaube ich. Mein Schreiben ist ein Versuch, diesem Anspruch an das eigene Engagiert-Sein gerecht zu werden. Zwei Bewegungen geschahen beinahe zeitgleich, als ich begann zu schreiben. Zum einen erschrieb ich mir die Klasse, der ich angehörte. Dieser Zustand hält bis heute an und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, dass es ein Prozess ist, der nicht zum Abschluss kommen wird, denn Gefühle und ein Bewusstsein für die Verwurzelung in etwas, unterliegen Veränderungen. Durch mein Schreiben erweckte ich die sozialen Bedingungen, durch die ich meine wesentliche Prägung erfuhr, zum Leben. Oder besser: Ich gewann ein Verständnis davon, welche Machtdynamiken in mir wirkten. Ich wurde zwei Mal geboren, einmal brachte meine Mutter mich zur Welt, das zweite Mal erschuf ich mich durch das Aufschreiben der sozialen Bedingungen, durch die mein Leben seine Prägung erfuhr, selbst. Da ich auf die erste Geburt kaum einen Einfluss nehmen konnte, ist es die zweite Geburt, der ich vertraue und an die ich glaube, denn sie ist eine selbstbestimmte.

In *Rückkehr nach Reims* schreibt Eribon, er habe die „Zugehörigkeit zu einer Klasse immer gespürt. Was nicht dasselbe ist, wie einer selbstbewussten Klasse anzugehören. Man kann sich über seine Zugehörigkeit zu einer Klasse bewusst sein, ohne dass sich diese Klasse ihrer selbst als Klasse oder als ‚klar definierte Gruppe‘ bewusst ist.“ Mein Klassenbewusstsein war kein tatsächliches, es erschöpfte sich aus einem Sinn dafür, was ich alles nicht war. Es war ein Klassenbewusstsein der Determination.

Pierre Bourdieu schreibt in *Die feinen Unterschiede*: „Eine jede soziale Lage ist mithin bestimmt durch die Gesamtheit dessen, was sie nicht ist, insbesondere jedoch durch das ihr Gegensätzliche: soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz.“⁷

Ich spürte meinen Platz in der Welt, als ich am Fachabitur scheiterte und aus dem Schulsystem aussortiert wurde, in dem Sinne, als dass ich mein Scheitern – das genau genommen kein Scheitern war, denn ich bestätigte mit dem Ausschluss aus der Schule nur die Klassenposition meiner Eltern; meine vorzeitige Aussortierung aus dem Schulsystem war die Regel – als unabänderlich ansah und die Möglichkeit, die Schulklasse zu wiederholen, nicht in Anspruch nahm. Ich wusste: In der Schule zu bleiben, das ist nicht dein Weg.

Ich spürte meinen Platz in der Welt, als ich nach dem Zivildienst, der damals noch Pflicht war, einen Job in einem Biosupermarkt annahm und in die Fußstapfen meiner Eltern und meiner Schwester trat, die allesamt

⁷ Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, S. 279

im Einzelhandel gearbeitet hatten oder arbeiteten. Ich wusste: Ins Ausland zu gehen und zu studieren, wie die meisten meiner Mitschüler, das ist nicht dein Weg.

Ich spürte die Zugehörigkeit zu einer Klasse indirekt, in dem ich mit den Lebenswegen meiner ehemaligen Mitschüler aus der Privatschule, auf die ich ging, fremdelte. In der Folge suchte ich meine Freundschaften unter meinesgleichen. Ich wusste: Mit deinen Mitschülern hast du nicht viel gemein.

Mit jedem körperlichen Job, mit jedem WG-Zimmer in Sozialbauwohnungen, mit allem, was ich war (aß, trank, rauchte, tat, dachte, fühlte) bestätigte ich eine soziale Wahrheit in mir – gleichzeitig entwickelte ich Visionen davon, wie ich meiner Herkunft entkommen konnte.

Die erste Vision, die ich entwickelte, war das Schauspiel. Die Schauspielerei war der (mir unmögliche) Versuch, meiner Identität die Treue zu halten und mich gleichzeitig zu verwandeln, in dem ich mir vornahm, meine Lebensrealitäten im Schauspiel zu repräsentieren. Ich scheiterte. Je weniger ich im Schauspiel für mich einen Weg sah voranzukommen, desto deutlicher wurde mir das Schreiben zu einer Heimat. Auf der Fahrt in den Sommerurlaub, ich war 27 oder 28 Jahre alt, hörte ich im Radio zufällig die Buchvorstellung von Édouard Louis' *Im Herzen der Gewalt*. Zu der Zeit spielte ich an zwei bis drei Tagen in der Woche an Schulen in Norddeutschland Kindertheater, dazu arbeitete ich drei Tage die Woche im Lager einer großen Modekette. Am Urlaubsort in Südfrankreich angekommen, begann ich meine Geschichte der Gewalt aufzuschreiben. Ich (wieder)entdeckte das Schreiben als Möglichkeit, meine

Ohnmacht und alles Unsagbare zu bearbeiten, das mich in meinem Inneren definierte und von dem ich doch keine Ahnung hatte. Dieser Moment, in dem ich im Radio einen Beitrag hörte, obwohl die Geschichte, von der er ausgeht, eine völlig fremde ist, wurde im Rückblick ein initialer Wendepunkt in meinem Leben. Obwohl ich harter körperlicher Arbeit nachging, hatte sich ein Keim des Gefühls, dass jemand Wahrheiten beschreibt, die auch die meinen waren, in mir verankert. Die Vorstufe eines Klassenbewusstseins. Es sollte noch Jahre dauern, bis sich aus diesen unsteten Schreibversuchen ein reales, klarer definiertes Gefühl für meine soziale Verortung entwickelte.

Was jedoch, wenn im Namen des Richtigen (im Versuch, Geschichten aus der Unterklasse zu (re)politisieren, im Herausbilden einer kollektiven Identität) das Falsche getan wird, was, wenn Klassenbewusstsein geschaffen werden soll, wo es nach Meinung derjenigen, um die es geht, nicht hingehört?

Im Dokumentarfilm *Belleville Baby* arbeitet die Regisseurin Mia Engberg ihre Beziehung zu dem jungen Franzosen Vincent auf, der dealt und gewalttätig ist. Sie, die schwedische Filmstudentin aus dem Bildungsbürgertum, er der französische Gangster von der Straße. Der Film ist durch Telefonate zwischen Engberg und Vincent gegliedert, in denen sie mehr als zehn Jahre später auf ihre gemeinsame Zeit zurückblicken. Engberg erfährt den Grund, weshalb sie und Vincent zehn Jahre keinen Kontakt hatten. Vincent saß beinahe die gesamte Zeit wegen eines Überfalls im Gefängnis. Aus dem Gefängnis entlassen, verdient er seinen Lebensunterhalt als Auftragsschläger. In einem der Gespräche sagt Engberg, dass Vincents Leben ein politisches sei. Der sieht das

anders. „No, you just want to tell it because it's a great story. And it goes well with your ideas. Like, the poor guy from the ghetto who becomes a criminal and society is to blame.“

Später, im selben Gespräch, wehrt sich Engberg gegen Vincents Vorwürfe: „I dont know, not when you describe it like that. As if I was some kind of colonizer.“ Vincent: „That is what you are: a colonizer.“

Engberg, die Filmemacherin aus dem Bildungsbürgertum, die mit einer politisierenden Deutung von Vincents Leben seine Geschichte kolonisiert. Beim Schauen des Films muss ich immer wieder an meinen Vater denken. Seine Härte, das Dealen, der Wohnort Paris, das Gefühl, ihn retten zu wollen, dass ich als Kind in mir trug und das an der Wirklichkeit zerschellte, denn ähnlich wie Vincent wollte mein Vater nicht gerettet werden. Ich frage mich, ob ich mit der Deutung vom Leben und den Determinanten meines Vaters nicht dasselbe betreibe wie Engberg: Ihm die Deutungshoheit entziehe, sein Leben mit Politik auflade, da wo er es als individuellen Werdegang verstanden wissen will. Anders als Engberg entstamme ich derselben Klasse wie mein Vater. Jedoch, und hier liegt die Gemeinsamkeit mit Engberg, bin ich, anders als mein Vater, in der Position, meine Stimme erheben zu können. Nehme ich ihm also die Deutungsmacht, wenn ich sein Leben als ein politisches Leben beschreibe? Bin ich der Kolonisator meines Vaters?



Olivier David, 1988 in Hamburg-Altona geboren, ist Schriftsteller und Kolumnist. Nach der Schule arbeitete er mehrere Jahre in einem Supermarkt, bevor er eine Schauspielausbildung begann. Olivier David jobbte als Kellner, Malerhelfer und Lagerarbeiter, nebenbei spielte er Theaterstücke für Kinder. Mit dreißig gelang ihm der Quereinstieg in den Journalismus. 2022 erschien sein erstes Buch „Keine Aufstiegsgeschichte – Warum Armut psychisch krank macht“. Für die Tageszeitung „nd“ schreibt Olivier David die Kolumne „Klassentreffen“, für das Schweizer Magazin „Das Lamm“ die Kolumne „David gegen Goliath“.

DIE VERMESSUNG SOZIALER WAHRSCHEINLICHKEITEN

Geschichten von der unteren Klasse, Literatur über soziale Herkunft – meist sind das Erzählungen von Aufbruch und Aufstieg. Olivier Davids Essays kreisen um diejenigen, die unten geblieben sind. Die, mit den schmerzenden Körpern, die Nachtarbeitenden, die Vergessenen – und um ihn selbst. Wie fühlt es sich an, mit dem eigenen Körper und der eigenen Gesundheit den Wohlstand höherer Klassen zu bezahlen? Wie selbstbestimmt kann die Entscheidung, allein zu bleiben, sein, wenn soziale Beziehungen durch Vereinzelung, Geldmangel und eingeschränkte Teilhabe unter Druck stehen? Wie soll Geschichte weitergegeben werden, wenn es kein kollektives Gedächtnis armer Menschen gibt? Ein Buch, das unsere Gesellschaft in ein anderes, oft ausgeblendetes Licht rückt.

„Olivier David kennt Armut. Er kennt ihren Gang, ihre Lügen, ihre Wahrheiten, ihre Angehörigen, ihre Erbstücke. Er kennt ihre schlechten Angewohnheiten, den Dreck in ihrer Blutbahn, die Metastasen in ihrem Körper. Er weiß, wann sie aufsteht, wann sie ins Bett geht und was sie träumt. Und er schreibt darüber mit geballter Faust und kristallklarem Verstand.“

Behzad Karim Khani

Die Buchhandelsausgabe kannst du schon jetzt unter der ISBN 978-3-7099-8231-0 vorbestellen.

Satz: Karin Berner

Covergestaltung: Bianca Seidel, www.biancaledies.de

Autorenfoto: Martin Lamberty